



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Becker, Wilhelm Martin: Über Wilhelm Ostwalds Kulturphilosophie : die
großen Männer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutschen Reichskörper noch andere wertvolle Glieder losgerissen: Verdun, Nancy, Epinal, Besançon. Diese Lostrennungen gleichen regelrechten Amputationen, deren Wunden vernarben konnten. Niemand denkt daran, sie zurückzugewinnen zu wollen.

Die auf mehr als drei Jahrhunderte sich erstreckenden Kämpfe um das Rheinbecken haben Frankreich schließlich nur einen mäßigen Gewinn gebracht, nämlich die Landschaften der oben genannten Städte. Diesen Zuwachs haben die Franzosen auf der anderen Seite sehr teuer bezahlt. Während sie ihre Aufmerksamkeit auf das Rheinbecken richteten, nahmen ihnen die Engländer ein riesiges, äußerst wertvolles Kolonialreich ab und legten damit den Grund zu ihrer eigenen Weltherrschaft und wirtschaftlichen Großmacht. Ja sogar die Deutschen haben von den französischen Eroberungsplänen nicht zu unterschätzende Vorteile gehabt, denn diese haben sich schließlich als mächtige Mitbewirker der Vereinigung der deutschen Stämme zu einem Reiche erwiesen, das seinerseits wiederum die Voraussetzung zu dem kraftvollen wirtschaftlichen Aufschwung der Deutschen geworden ist.

Nichts in der Welt ist so teuer als der Wiß. Beide Nationen haben reichlich dafür gezahlt. Die Deutschen haben gelernt, daß es für sie keine größere Sünde gibt als die Uneinigkeit. Die Revanchelust der Franzosen erzieht uns immer mehr zur Einigkeit. Ob aber für unsere westlichen Nachbarn der beständig still und laut genährte Vergeltungsgedanke des Wißes Ende ist, wird die Zukunft lehren!



Über Wilhelm Ostwalds Kulturphilosophie

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Die großen Männer

Nach dem bereits Gesagten kann Ostwalds Bestimmung des großen Mannes nicht mehr verwunderlich sein: „Alle Menschen, welche uns neue Möglichkeiten der Boraussicht und des Prophezeiens eröffnen, nennen wir große Männer“, und da diese Definition ihm selbst zu eng scheint, fügt er hinzu, „denen wir erhebliche Lebensfördernde (— im Ostwaldschen Sinne: Verbesserung des Güteverhältnisses, Erhöhung des ökonomischen Koeffizienten) Umgestaltungen unserer Zustände verdanken“. Zu den letzteren gehört u. a. Bismarck mit der früher, Heft 34, S. 355 gegebenen Begründung. Energetisch betrachtet ist ein großer Mann „ein Apparat, der große Leistungen verrichten kann“; die Leistungen sind um so größer, je höher der wirtschaftliche Koeffizient bei der Umsetzung der Energien durch ihn ist. Obgleich sonach die Persönlichkeit zu kurz kommt und auch tatsächlich der Begriff des großen Mannes mit dem des bedeutenden Naturforschers gleichgesetzt

wird, ist doch das, was Ostwald zu sagen hat, mit den nötigen Vorbehalten als förderlich für die Erkenntnis zu bezeichnen*).

Er geht von der Frage aus, wie man erkennen könne, ob in einem jungen Menschen die Anlagen zu einem künftigen „Großen Mann“ schlummern, und wie man diese Anlagen zu wecken und zu pflegen habe, um ihn zu einem solchen zu entwickeln. Ein großer Teil der potentiell vorhandenen „Großen Männer“ geht nämlich, wie Ostwald meint, frühzeitig verloren, weil ihre Begabung nicht erkannt, durch falsche Behandlung unterdrückt und zur Entwicklung unfähig gemacht werde. Es sei daher sehr wichtig, schon im Schüler den werdenden Forscher zu erkennen. Und da meint Ostwald das wichtigste Kriterium in dem Umstand zu sehen, daß die begabtesten Schüler nicht mit dem zufrieden sind, was der regelmäßige Unterricht ihnen bietet; „denn dieser ist der Tiefe wie der Breite nach auf den Durchschnitt eingerichtet“. Ich stehe nicht an, mit Ostwald diesen Umstand, wenn auch nicht als das, so doch als ein Kennzeichen für den begabten Schüler anzusehen. Wer unser Schulwesen kennt, der weiß, daß allerdings in allen Klassen der begabteste Bruchteil der Schüler selten auf seine Rechnung kommt, weil der Lehrer gezwungen ist, seinen Unterrichtsmaßstab an den Durchschnitt anzulegen, seine Kraft hauptsächlich zur Förderung schwächer befähigter Schüler zu verwenden. Gewiß wird er sich bemühen, sei es durch Hinweise, sei es durch Anregungen, die für den Durchschnitt verhalten, den Besten genug zu tun; aber wie oft ist dazu Gelegenheit? Und bei dieser Sachlage wird auch bei grundsätzlicher Umgestaltung unseres Schulwesens Ostwald schwerlich recht behalten, wenn er sagt: „Da der Genius sich vom gewöhnlichen Menschen nur durch die Stufe, nicht aber der Art nach unterscheidet, so läßt sich auch verstehen, daß die Schule, die für ihn geeignet ist, seinen weniger begabten Mitschülern nicht nur keinen Nachteil, sondern auch die beste Entwicklung vermitteln würde, die bei ihrer Begabung noch möglich ist.“

Es geht natürlich zu weit, anzunehmen, daß gerade die in den Sprachen, speziell in den alten Sprachen leistungsunfähigen Schüler schon deshalb als geistig bedeutend anzusprechen wären. An einer Reihe von bedeutenden Naturforschern hat Ostwald dieses Kennzeichen vorgefunden. Aber wenn diese Leute in den Sprachen schlechte Schulleistungen aufzuweisen hatten und dies unter den damals herrschenden, mehr als nützlich die alten Sprachen bevorzugenden Schulverhältnissen, — lag das nicht vielleicht an ihrer einseitig naturwissenschaftlichen Veranlagung? Und würden diese Schüler heute noch solche Schwierigkeiten in den Schulen (Realschulen!) finden? Schwerlich. Mithin würden Ostwalds Aufstellungen in dieser Hinsicht für eine heutige Schulreform nicht viel besagen. Aber er betont, daß neben dem überwiegenden Sprachunterricht noch ein zweiter Schädling an dem modernen Schulwesen auszurotten sei: die Uniformierung des Schulbetriebs,

*) Es wäre lohnend, die Ostwaldschen Gedanken eingehend mit denen zu vergleichen, die vor Jahrzehnten Alphonse de Candolle entwickelt hat, und durch die Ostwald nach eigener Angabe beeinflusst worden ist. Wir dürfen daher Ostwald dankbar sein, daß er das Werk de Candolles, wenn es auch hier und da überholt ist, durch Herausgabe in deutscher Sprache einem breiteren Publikum zugänglich gemacht und dadurch eine Ergänzung und Kontrolle seines eigenen Buches ermöglicht hat. (A. de Candolle, „Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten“, deutsch herausgegeben von W. Ostwald, = „Große Männer“, Bd. II; XX u. 466 Seiten. Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft 1911.)

die allerdings für den werdenden Geist einen unerträglichen Zwang bedeuten kann. Gegen diese Uniformierung, die sich in der prinzipiellen Gleichbehandlung aller Schüler zeigt, machen alle Pädagogen Front, die in der Entwicklung der individuellen Anlagen des einzelnen ihre Aufgabe sehen. Sie alle werden wohl Ostwalds Satz unterschreiben: „Man muß unter allen Umständen die Schule so einrichten, daß die ungewöhnlichen Begabungen nicht behindert werden.“ Hier stehen in der Tat hohe Werte auf dem Spiel, und wenn sie auch selbst durch ungeeignete Schulen nicht vernichtet werden, so sind Schädigungen doch nicht zu leugnen. Mit Recht fordert daher Ostwald die ohnehin bei unseren höheren Schulen gegenwärtig zur Verhandlung stehende Wahlfreiheit der Fächer, nur scheint mir der Zeitpunkt der Entscheidung im vierzehnten Jahre doch zu früh angelegt. Auch wird man diejenigen Fächer ausnehmen müssen, deren Gegenstände sich nicht nur an den Intellekt, sondern an das Gemüt wenden. Aber „die Klassen dürfen nicht überladen werden mit Schülern, und die Unterrichtsbehörde darf nicht als Ziel die gleichartige Erledigung des Klassenpensums aufstellen, sondern die Entwicklung möglichst vieler ausgezeichneten Individuen“. Und unter dem Gesichtspunkte, daß man die allseitige wissenschaftliche Ausbildung auf unseren Schulen doch über kurz oder lang als obligatorisch fallen lassen wird, verliert auch der folgende Vorschlag vieles Bedenkliche: „Aufgabe des Lehrers ist es, bei jedem Schüler jenen Punkt zu finden, wo er ein lebendiges Interesse fühlt und daher gern arbeiten will, da wird er nachher auch etwas leisten. Daraus ergibt sich die entsprechende Technik nahezu von selbst. Man sollte das System der Leib- oder Lieblingsschüler einführen. Jeder Lehrer umgebe sich mit einem Kreise solcher Schüler, welche ein besonderes Interesse an feinen Fächern nehmen, und unterstütze sie nach Kräften, unter der Voraussetzung, daß er die entsprechenden Kreise der anderen Lehrer nicht mehr stören wird, als zu einer glatten Führung des Gesamtunterrichts erforderlich ist.“

Wir sehen, daß Ostwald ein ausgesprochener Vertreter der individuellen Ausbildung ist; sie allein ermöglicht ja auch die Entwicklung einseitiger Begabungen zu höchster Leistungsfähigkeit. Damit stimmt völlig überein, was er für den Hochschulunterricht fordert; es ist ein auch schon von anderen Seiten geäußertes, zum Teil auch schon realisiertes Verlangen: Verlegung des Schwerpunktes aus der Vorlesung (Massenunterricht) in das Seminar, Laboratorium, Praktikum, die Klinik. Den schwierigsten Punkt sieht Ostwald wie andere in der Notwendigkeit, die Zahl der akademischen Lehrer so zu erhöhen, daß sie sich in der richtigen Weise dem einzelnen Schüler persönlich widmen können.

Diese aus der Praxis gewonnenen, an die Beobachtung der werdenden Forscher geknüpften Ausführungen gehören meines Erachtens zu den fruchtbarsten Partien in Ostwalds neuen Büchern. Die Entwicklungsbedingungen ungewöhnlicher Individuen von neuen Seiten betrachtet zu haben, ist ihr unbestreitbares Verdienst. Da berührt es denn ganz eigentümlich, wenn derselbe Mann, der dem Individuum eine Gasse zu bereiten strebt, an anderer Stelle in der Auslöschung der Individualität ein Glück, in der Individualität aber Begrenztheit und Unbehaglichkeit sieht, und — wie oben erwähnt — in der Verminderung der Unterschiede zwischen den Menschen einen Fortschritt der Kultur. Die gesunden Forderungen des praktischen Hochschullehrers harmonisieren nicht mit den Konstruktionen des Kulturphilosophen.

Wichtige Ergebnisse hat, wie schon erwähnt, Ostwalds „biologische“ Betrachtung der Naturforscher geliefert. Aus dem Vergleich der Lebensläufe von sechs Gelehrten ergab sich ihm nicht nur eine Menge ausgezeichnete Beobachtungen über das Auf- und Absteigen der wissenschaftlichen Fähigkeit im Laufe des Menschenlebens, sondern auch die Aufstellung zweier Typen, deren Merkmale mehr oder weniger ausgesprochen bei den verschiedenen Forscherindividualitäten auftreten; er nennt sie den klassischen und den romantischen Typus. Der klassische Typus des Naturforschers — wir können ihn auch auf anderen Gebieten finden — ist derjenige, dessen Schwerpunkt in der weitestgehenden Vollendung der Einzelarbeit liegt; er teilt keine Idee mit, ehe er sie in ihrer Vollständigkeit durchgearbeitet und nach allen Seiten gestützt und verbunden hat. Seine Produkte treten daher langsam hervor und sind gering an Zahl. Der Romantiker dagegen bringt seine Einfälle in die Öffentlichkeit, ehe sie in ihm völlig verarbeitet sind; bei seiner raschen Ideenproduktion wirft er auch solche Ideen in die Welt, die bestechen, blenden, aber der Prüfung nicht standhalten. Wir werden sagen dürfen: eine innere Hemmung läßt beim Klassiker die Früchte nicht eher hervortreten, als bis sie reif sind; diese Hemmung fehlt beim Romantiker. Der Romantiker kann während seiner besten Jahre ein hervorragender Lehrer sein, der Klassiker nicht. Was Ostwald vom Klassiker sagt, zeugt von höchstem Scharfblick der Beobachtung: „Befähigt eine derartige Charakterbeschaffenheit einerseits ihren Träger zu den dauerhaftesten und insofern auch einflussreichsten wissenschaftlichen Leistungen, so verhindert sie ihn doch andererseits, eine unmittelbare und persönliche Wirkung als Lehrer auszuüben. . . Denn der mündliche Vortrag, wenn er sich nicht auf das Ablesen eines ausgearbeiteten Heftes beschränkt, ist immer etwas Schöpferisches, und dies um so mehr, je höher die schöpferischen Fähigkeiten des Vortragenden selbst entwickelt sind. Bei freier Rede ist es daher unvermeidlich, daß der Vortragende unwillkürlich ins Schaffen und Gestalten hineinkommt. Ist nun diese Tätigkeit etwas, was der Betreffende nur in tiefster Einsamkeit und Sammlung zu tun gewohnt ist, wie es gerade beim klassischen Typus zutrifft, so erscheint ihm die öffentliche Schaustellung als etwas Schamloses, ja Naturwidriges und Unmoralisches, und er sucht sie instinktmäßig zu vermeiden.“

Die Folgerungen, die Ostwald aus dieser durchaus richtigen Bemerkung zieht, verdienen allgemeinste Berücksichtigung. Wer auf hohen Schulen die Lehrtätigkeit der verschiedenen Professoren beobachten konnte, der wird — auch außerhalb der Naturwissenschaften — die Beobachtung gemacht haben, daß hier und da einer darunter war, dessen Stärke nicht in dieser Tätigkeit lag, sondern in der Stille der Forschung, und der doch notgedrungen seine Kollegien, seine Übungen abhielt, obgleich er sich sagen mußte, daß er nicht anregend wirkte, und also die Befriedigung des fruchtbringenden Schaffens entbehrte. Gewiß sind ausgesprochene Vertreter des klassischen Typus selten, auch die Romantiker auf deutschen Kathedern nicht zahlreich, die meisten stehen wohl zwischen beiden Typen, aber doch dem einen näher als dem andern. Hier liegt von jeher ein Mangel des sonst so fruchtbaren alten deutschen Universitätsystems, wonach die Professoren Lehrer und Gelehrte, Forscher und Vermittler der Forschungsergebnisse und Methoden sein sollen. Gelehrte, die dem klassischen Typus nahe stehen, Schöpfer bahnbrechender ausgereifter Werke, sind von Natur schlechte Lehrer, stellen aber für die Wissen-

schaft unschätzbare Werte dar; Romantiker dagegen sind von hohem Wert als anregende Lehrer. Wie sollen die beiden Arten genutzt werden? Ostwald meint: Man bringe junge Gelehrte vom romantischen Typ baldigst in eine akademische Lehrtätigkeit, dagegen Klassiker in Stellungen, wo sie von unerwünschter Lehrtätigkeit möglichst frei sind. „Allerdings ist hierzu eine gewisse Liberalität bezüglich solcher Stellungen erforderlich, die äußerlich wie Sinekuren aussehen und eben den Zweck haben, den künftigen Klassikern die Entwicklung ihrer Fähigkeiten unter möglichst geringem Energieverlust zu gestatten. . . Maßnahmen des beschriebenen Charakters sind deshalb um so dringlicher, als die Lehrfähigkeit auch beim Romantiker keine sehr dauerhafte Gabe ist, sondern gleichzeitig mit der Periode verschwindet, wo der Organismus noch mit Energieüberschüssen arbeiten kann.“

Dieser Möglichkeit scheint die Gegenwart in hohem Maße entgegenzukommen. Das erwähnte Bestreben, die Zahl der Universitätslehrer zu vermehren, um der Forderung nach individueller Ausbildung entgegenzukommen, dürfte, sobald es erfüllt wird, manchem jungen Gelehrten von Ideenreichtum und anregendem Wesen erwünschte Betätigung bieten, und die Gründung der Forschungsinstitute ermöglicht wohl die Schaffung einer größeren Anzahl Arbeitsplätze für Gelehrte des klassischen Typus. Es darf erwartet werden, daß den naturwissenschaftlichen entsprechenden geisteswissenschaftliche Forschungsstätten — die wohl ungleich billiger zu begründen wären — zur Seite treten*). Ob man deshalb den Universitätsprofessoren zumuten darf, zugunsten der Unterrichtstätigkeit auf die Forscherarbeit zu verzichten, wie Ostwald dies neuerdings zu fordern scheint**), ist eine Frage, die von den meisten verneint werden wird, und aus guten Gründen. Und der Vorschlag, daß man die oberen Klassen der bisherigen höheren Schulen mit der zur Fachschule umgewandelten Universität vereinigen möge, um ein neues Schulwesen nach Art der englisch-amerikanischen Colleges zu schaffen, wird auch bei denen lebhaftem Widerspruch begegnen, die zu einer Auflockerung des Unterrichtsbetriebes in den oberen Klassen die Hand bieten möchten.

Immerhin sind Ostwalds praktische Vorschläge, besonders die über das Hochschulwesen und die Organisation des Wissenschaftsbetriebes, anregend und gedankenreich, auch wo sie zum Widerspruch reizen; sie beruhen auf langjährigen Erfahrungen eines ausgezeichneten Beobachters.

Fassen wir dagegen seine theoretischen Aufstellungen auf dem allgemeinen Kulturgebiet zusammen, so stellt sich seine Lehre als eine Verfeinerung des Materialismus dar, trotz aller Ablehnung des naturwissenschaftlichen Begriffs der Materie; der Name paßt nicht mehr, aber die Richtung ist dieselbe geblieben, die Auflösung der Erscheinungswelt in monistischem Sinne ist durch die Energielehre konsequenter durchgeführt. Zugleich finden wir die Gedanken des Comteschen Positivismus in Ostwald fortgesetzt. In einem seltsamen Gegensatz steht übrigens die Unfehlbarkeit, mit der Ostwald auftritt, zu dem gelegentlich betonten Relativismus der wissenschaftlichen Tatsächlichkeit, der von der Naturforschung auch sonst vertreten wird.

*) Natürlich nicht als Unterrichtsanstalten, wie Lamprecht meint. Vgl. meine Ausführungen im Türmer, Januarheft 1911, S. 546 ff.

**) Blätter für Bücherfreunde vom 15. Februar 1911 (Auszug eines Artikels der Umschau).

Es liegt mir fern, so weit zu gehen, daß ich mit Arthur Bonus*) das naturwissenschaftliche Denken als das niedrigststehende ansehe, weil die Erforschung des Lebens einer Grille einfacher ist als die des menschlichen Lebens. Von einer verschiedenen Wertung der Denkmethoden kann nicht die Rede sein. Aber unsere Betrachtung dürfte doch gezeigt haben, daß die Ausdehnung der an der physischen Welt gewonnenen Einsichten auf das außerphysische Wesen des Menschen nicht ohne Gewaltfamkeiten abgeht, und vor allem nicht, ohne daß Tatsachen und Gebiete unberücksichtigt bleiben, die den meisten Menschen und nicht den schlechtesten wesentlich erscheinen. Für sie hat Ostwald der wahren Kultur, die nimmermehr eine reine Verstandeskultur und niemals kosmopolitisch ist, nichts genommen. Sie dürfen, selbst wenn Ostwalds suggestive Wirkung sich auf weite Kreise erstrecken sollte, ruhig die Reaktion von der Zeit erwarten, nach Ostwalds eigenem Wort: „Was Richenberg von der Medizin zu sagen pflegte: Neue Mittel heilen gut, — das gilt auch in der Wissenschaft von neuen Theorien. Sie treten stets mit dem Anspruch des Allheilmittels auf und werden auch als solche angenommen, bis erst später die Ernüchterung folgt.“



Italienische Ausstellungsreise

Von Felix Braun

Turin



Am Vorabend des Eröffnungstages war die Stadt von unablässig anflutenden Menschenmassen, stürmenden, läutenden, einherrollenden Wagen, Pferdegetrabe und dem Geflatter der Flaggen und Fahnen bis ins Abenteuerhafte erregt. Unaufhörlich ergossen sich rauschende Menschenzüge vom Bahnhof, von dessen lichtgrauer Fassade zierlicher Fahnen schmuck aufs reizvollste sich abhob, zu den Hotels und von hier, entweder zurückgewiesen oder vom Übermaß der Preise abgeschreckt, in die Tiefe der Stadt, die still und leer mit regelmäßigen Gassen dalag. Die Hauptstraßen, breit, mit geraden Häuserzeilen, in den Farben von lichtem Grün, Gelb oder Grau, mit den hellen Frühlingsbäumen und dem freudigen Zeichen der schönen Tricolore, ließen, in der Beleuchtung des Abends, eher den Anschein einer französischen als das Bild einer italienischen Stadt empfinden. Die Ausstellung selbst schien dem, der abends und nachts im Strom der Menge diese Straßen durchschritt, versunken, längst vergessen, nie gewesen zu sein.

In der Frühe dann war sie plötzlich da. Wer zum Po kam, der sein sanftgrünes Gewässer in breitem Bett ohne Laut dahintrieb, konnte fern am jenseitigen Ufer eine Stadt aus Schnee gewahren, die im leisen Glanz des Morgenhimmels wie eine Spiegelung, wie versperret hinter zauberhaften Schranken, unbeweglich

*) Blätter für Volkskultur vom 15. Januar 1911.